

Er stand alleine. Seine Nachbarn und Gefährten waren vor langer Zeit gegangen; damals, als er noch jung gewesen war, Jahrhunderte nun entfernt, hatte man sie geholt; die einen mit Eisen, andere mit Feuer, und – das war von Anfang an klar gewesen – keiner, wie mächtig und stark er auch war, hätte auf irgendeine Art und Weise dem jähen Verderben entrinnen können. Alle waren sie gefallen, Opfer des brutalen, mitleidlosen Vormarsches der Fremden. Sie waren mächtig, er und seine Freunde machtlos; nichts hielt die Eindringlinge auf. Ungehindert hatten sie ihr Werk der Zerstörung fortsetzen, Verderben über all seine Freunde bringen können. Und über ihn.

Auch sein Ende schien damals unausweichlich. Und doch stand er hier wie früher, gealtert sicher, müde vom Gewicht der vielen Jahre und voller Verdruß über seine ewige Einsamkeit, aber immer noch da. Wieso, das hätte er nicht sagen können. Er hatte es nie verstanden, hatte nie fragen können. Als die Leute dann schließlich rund um ihn all das genommen hatten, was er kannte und ehrte und liebte, als sie nach getaner Freveltat das Schlachtfeld verließen, kämpfte er noch lange, Jahre, Jahrzehnte, mit der Angst, daß sie zurückkommen würden. Wiederkehren, wenn er es nicht erwarten würde, um ihn eines dunklen Tages doch zu holen. Wenn sie das wirklich tun, dachte er damals, sind sie Narren. Zwar hatte er gegen sie keine Möglichkeit zu bestehen, nicht alleine, wo sie doch selbst in Gemeinschaft alle gefallen waren. Aber ihn zu überraschen – das wäre für jeden unmöglich gewesen. Und doch hätte es ihm nichts nützen können, wären sie denn zurückgekehrt, wie es lange seine Furcht war.

Doch sie kamen nicht. Dann, später, mußten sie wohl vergessen haben, daß sie ihn einst hatten holen wollen. Man ließ ihn einfach stehen, wo er war, tat, als wäre nie etwas geschehen. Gnade, betete er täglich, zu wem oder was wußte auch er nicht. Aber falls irgendwer ihn dabei hörte, er gewährte sie ihm nicht. Welch ein bitterer Hohn: Ihn selbst hatte man nie angetastet, unberührt gelassen, dort wo er hingehörte, doch alles was sein gewesen war, war verloren, und sein Dasein nur ein bloßer Schatten. Er schließlich konnte nicht weg – er war zu alt, den Ort zu verlassen, an dem er Wurzeln geschlagen, zu alt, neue Plätze zu erkunden, in denen er von vorne hätte beginnen können. So zog vorüber, was ihm wie eine Ewigkeit erschien, die schmerzhaft Erinnerung aber blieb; von innen brannte sie ihn aus, bis er irgendwann nur noch Hülle war, aller Geist und jegliche Rührung der Seele ihn längst schon verlassen hatte. Seitdem wartete er, worauf, wußte er nicht. Sein Leben wurde zur Leere, zu derselben Öde, die nun schon so lange um ihn herum bestand. Er harrete aus.

Die Landschaft war eine Kinderzeichnung, Himmel und Erde mit Farben ausgemalt, die nicht zusammenpassen wollten. Der Boden ein viel zu dunkles Rot, wie ein riesiger Klecks, der sich beim Versuch, ihn auszuwischen, nur noch mehr ausgebreitet hatte. Dieser absurde Krieg der Lichtverhältnisse, von Sonne und Schatten, der pastellfarbenblaue Himmel, Wolken aus Pech und Schwefel – alles in einer schon längst nicht mehr logischen Sukzession über diesem winzigen Hügel, den man überdies fernab von jeder weiteren Erhebung so sinnlos in die Landschaft gepflanzt hatte. Und dann dieser einzelne, überaus häßliche, unförmige, krumme, halb tote Baum auf der Spitze, das Blattkleid, das er noch vor wenigen Wochen wenigstens besessen hatte, wie Eingeweide auf dem Boden verstreut, wo vielleicht früher mal hundert oder mehr gestanden haben mußten, wo er jetzt aber ganz allein mit dem spärlichen Rest seiner Kraft wie ein Mahnmal in den Himmel stach, nur wofür hätte man nicht

sagen können, während sein ganzes Gewicht ihn ständig zu Boden und ins Verderben zu zerren schien. Fast schien es, als hätte man ihn in diesem grotesken Kampf absichtlich der Lächerlichkeit preisgeben wollen, als hätte man ihn nur deshalb dort gelassen, um zu zeigen, wie wenig er in dieses Bild hineinpaßte, sobald man ihm diejenigen nahm, die zu ihm gehörten.

Heimat ist nicht einfach nur ein Ort, dachte er und schloß das Fenster. Es war bereits kalt, das war ihm erst jetzt aufgefallen, wie üblich, wenn er in Gedanken war. Und das Gewitter würde bald über ihn hereinbrechen. Oder eher ein kleiner Sturm, dem Himmel nach zu urteilen. Was auch immer für Götter über diese Welt herrschen mochten, dieser armen Kreatur da draußen hatten sie nie einen Gefallen erwiesen. Ein Gewitter war alles, was diesem mißgestalteten Bild noch fehlte. Er fragte sich, ob der Baum wohl auch dieser Meinung war, bis ihm der Unsinn dieser Überlegung bewußt wurde. Er seufzte halb, vielleicht war es auch ein Räuspern, und drehte sich weg.

Er war in ein Buch vertieft, als der Junge kam, und der Donner mit ihm. Er brauchte nicht zu fragen, dieser Blick, diese Haltung genügten. Stattdessen legte er eine Hand auf seine Schulter. Der Donner grollte erneut. Er schaute aus dem Fenster, wo der Wind über eine tote Landschaft zu peitschen schien. Schon einen Augenblick später sah er den Blitz zucken. Er mußte an eine Mistgabel denken. Irgendwie brachte ihn das fast zum Lachen, die mörderische Mistgabel, das würde dem Jungen gefallen. Aber nicht jetzt – wenn der Himmel wieder ruhig war und der Junge auch.

„Ein Gewitter ist auf seine Art schon unheimlich, oder?“, hörte er sich selbst halb in Entzücken sagen. Verrückter Romantiker, war was er dachte.

Der Junge schaute ihn nur mit großen Augen an und sagte nichts.

„Da draußen ist ein Baum“, fing er wieder an und wurde sich sofort der Dummheit dieser Aussage bewußt, da es doch unwahrscheinlich war, daß der Junge das noch nicht gemerkt hatte. Trotzdem fuhr er fort: „Sommer für Sommer kommen die Gewitter, aber er steht immer noch da. Er wird wohl immer stehen.“ Irgendwie mußte er dabei fast lächeln. Vielleicht hatte er heute zuviel Wein getrunken.

Der Junge mußte wohl etwas Ähnliches denken. Er sagte nichts.

Das Krachen stieß Dolche in seinen Rücken. Es war plötzlich gekommen, doch nicht die Plötzlichkeit erschreckte ihn. Das Geräusch war von einer Häßlichkeit gewesen, wie er sie kaum je zuvor gehört hatte. Ein gräßlicher Schrei war es, ein Mann, der im Sterben liegt. Es war so grausam, weil es menschlich klang, und dann doch wieder nicht. Wie eine pervertierte Form von Leben, eine Art Untoter, dachte er und versuchte, die Gänsehaut abzuschütteln. Dann machte er sich Vorwürfe, der Junge mußte alleine schon genug erschrocken sein.

Doch der schaute nur aus dem Fenster, wo der Baum war – gewesen war! – und schwieg. Dann drehte er sich wieder um und sagte: „Jetzt nicht mehr.“

Fast schien ihm, als ob der Junge dabei lächelte.

Tot strahlte der Baum mehr Würde aus als lebendig, dachte er, zumindest solange er ihn gekannt hatte. Er schien fast schön, immer noch grotesk und unpassend, aber auf einmal war das zu seiner Stärke geworden. Mit seinem verkohlten Stamm, besser den zwei Hälften seines Stammes, die fast bis zu den Wurzeln auseinanderklafften, und den zahlreichen ebenso pechschwarzen Holzstücken ganz unterschiedlicher Größe, die um ihn verstreut lagen wie zuvor die Blätter, bot er ein schreckliches Bild von Zerstörung. Ein einzelner Blitzschlag hatte das anrichten können. Er dankte wem auch immer, daß es Häuser gab und die Welt nicht nur aus alleinstehenden Bäumen

bestand, unter denen die Menschen wandeln mußten. Welch ein blöder Gedanke, das ist ja gar nicht möglich, dachte er, und erschauerte dann noch einmal vor dem Bild vor ihm. Und doch, das Bild war so ehrfurchtgebietend, daß er es nicht als seltsam erachtet hätte, vor dem Toten niederzuknien. Vor einem König tut man es doch auch, war sein Gedanke, und er ermahnte sich, vor dem Trinken wenigstens etwas zu essen.

Und dann stach ein Wort durch seinen Kopf, so scharf, daß alles andere für einen Herzschlag vergessen war: Gnade.

„Wieso mußte er sterben?“, fragte der Junge, ohne auch nur zu blinzeln.

Für einen Moment überlegte er, ohne genau zu wissen, was er hätte sagen wollen. Lange blieb sein Blick auf dem Toten haften und lange schwieg er. Dann wußte er es. Er lächelte, als er sagte: „Er stand alleine.“